

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30

Grand Island, Nebr., 27. August 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 1.

## Sommershöhe.

Nach wiegen sich im Sonnenschein  
Die Vögel auf den Stengeln.  
In meine Stille klingt herein  
Der Ton von Senfendengeln.

Hab' nun so oft den Ton gehört,  
Wenn voll der Weizen raufte,  
Und immer doch wie leis verflöhrt  
Mein Herz den Sennen laufte.

Ein Menschenleben hört es oft;  
Langsam reißt seine Ernte,  
Wenn es auf Träume, heiß erhofft,  
Schon still verzichten lernte.

Und jedes Jahr bei diesem Ton  
Die Schatten länger greifen.  
Was banst du, Herz, als spürst du  
Die kalten Schauer streifen?

## Charitas.

Von Georg Persch.

Der Beamte, der ihm zwei Tage  
vorher sein schriftliches Gesuch abge-  
nommen hatte, deutete, als im Neben-  
zimmer ein Glotzenzeichen gegeben  
wurde, auf die Portiere.  
„Treten Sie ein, Herr!“  
Seinen schüchternen Schritt in der  
Hand behaltend, entsandte Konrad  
Eichberg der Aufforderung.

Das Zimmer, dessen Schwelle er  
überschritt, war ein großer, hoher  
Raum. Auf einem Schreibtisch in der  
Mitte brannte eine elektrische Lampe.  
Ein dunkelgrüner Schirm engte den  
Lichtkreis jedoch so ein, daß selbst die  
Person, die hinter dem Tische saß, im  
Schatten verschwand.

Eichberg verbeugte sich, ohne zu wis-  
sen vor wem.

„Sie haben sich an unseren „Charitas“  
gewandt, damit diese Ihnen zu  
einer Beschäftigung verhelfen möge.  
Sind Sie in sehr großer Nothlage?“

Eine gedämpfte Frauenstimme hatte  
diese Worte gesprochen und unliebsam  
überrascht hatte er zugehört.

Wenn er geahnt hätte, daß er Wei-  
ber würde Rede stehen müssen, nichts  
würde ihn zu diesem Bittgang ver-  
mocht haben.

Er nickte nur.

„Wie lange sind Sie im Lande?“

„Drei Jahre.“

„Und es ist Ihnen noch nicht gelun-  
gen, einen lohnenden Erwerb zu fin-  
den?“

„Nein.“

„Und die Ursachen?“

Er lachte raub.

„Ich bin wohl zu dumm für Ame-  
rika! Außerdem bin ich ein ausge-  
machter Bekoogel! Genügt Ihnen  
das?“

„Nicht ganz. Doch warum nehmen  
Sie nicht Platz?“

Mittraulich rückte er sich einen  
Stuhl zurecht.

Die wollte ihn augenscheinlich noch  
härter verhöhren ihm wünschend den  
ganzen Lebenslauf ausfragen, damit  
seine Würdigkeit für einen Tropfen  
charitativen Balsams nur ja vollkom-  
men zweifellos festgelegt werde. Eine  
noble Mißbilligung!

Und als ob er einen Hinterhalt  
fürchte, so spähte er in das Halbdun-  
kel hinein.

Er sah aber nicht mehr als die Um-  
risse einer Frauengehalt; deutlich nur  
eine feine, ringelgeschmückte Hand, die  
auf der Sessellehne lag.

Er fühlte auch nicht, wie zwei Augen  
jeht, wo sein Kopf dem Lichte näher  
war, fersend auf ihm ruhten, auf  
seinen eingefallenen, blauen Augen,  
in die das Leben mit hartem Griffel  
so manche getäufelte Hoffnung, so  
manche sorgenvolle Stunde einge-  
schrieben hatte.

„Würden Sie jede Thätigkeit er-  
greifen, die wir Ihnen zuweisen?“

„Wäre ich zu Euch gekommen, wenn  
ich noch die Wahl hätte?“ wollte er  
erwidern. Er sagte aber nur: „Mir  
ist alles recht!“

„Und trotzdem wußten Sie sich als  
kein nicht mehr zu rathen?“

„Auch ich Ihnen darauf antworten,  
Madame? Ich denke, meine Anwesen-  
heit wäre Antwort genug!“

Sie hob befriedigend die Hand.

„Bitte, keine falsche Empfindlichkeit!  
Ein Vorwurf sollte das nicht sein.  
Unsere Vereinigung verweigert selten  
ihren Beistand, sie fordert aber eines:  
volle Offenheit, Aufrichtigkeit!“

„Aha, das Verhör!“ dachte er. „So  
fragen Sie mich nur ab, was ich Ihnen  
nach Ihren Aussagen an Offen-  
heit und Aufrichtigkeit schulde!“

Sie überhörte den Spott.

„Nach den Erkundigungen, die wir  
eingelesen haben, waren Sie nicht  
mittellos, als Sie vor drei Jahren  
hier anlangen.“

„Ich besah noch einen Rest von der  
Abfindungssumme, die mir die Ver-  
wandschaft für den Liebesdienst ge-  
zahlt hatte, schleunigt nach Amerika

zu verschwinden. Meine leichtsinnigen  
Streiche hatten sämtliche Dinkel und  
Tanten der Familie um den Schlaf  
gebracht.“

„Sie fuhren erster Kajüte und er-  
weckten den Eindruck eines wohlhaben-  
den Mannes!“

„Das Biletter erster Klasse gehörte  
zu dem letzten verwandtschaftlichen  
Opfer. Ich hatte es mir ausbedungen,  
weil ich damals noch auf ein  
standesgemäßes Auftreten hielt. Aus  
derselben Gewohnheit dürfte sich mein  
Vernehmen als wohlhabender Mann  
erklären lassen.“

„Sie beteiligten sich an Wetten,  
die unter den Passagieren abgeschlos-  
sen wurden?“

„Auch das ist Ihnen bekannt? Nun  
ja — ich habe mitgewettet!“

„Und Sie gewannen?“

„Mitunter. Als ich landete, war  
meine Baarschaft aber doch auf etwa  
tausend Mark zusammen geschmol-  
zen.“

„Gewannen Sie nicht einmal eine  
große Summe?“

Konrad Eichberg strich sich nach-  
denklich über die Stirn.

„Jawohl! Einmal gleich zehntausend  
Dollar. Aber es war nur ein  
Scherz! Nach vierundzwanzig Stun-  
den war das Geld wieder in die Tas-  
che seines früheren Besitzers zurück-  
gewandert.“

„Ein Scherz? Sie trieben Scherz  
mit einer Summe, die für Sie ein  
Vermögen bedeutete?“

Ueber sein Gesicht huschte ein verle-  
genes Lächeln.

„Ich konnte das Geld nicht behal-  
ten, Madame! Der Verlierer durfte  
es nicht verlieren. Er hatte mir die  
Wette selbst vorgeschlagen und sie war  
regulär von mir gewonnen worden,  
ich war auch sehr vergnügt, als ich die  
Zehntausend — ich hatte nur einen  
kleinen Betrag dagegen zu setzen  
brauchen — einstecken konnte! Daß  
der Mann furchtbar aufgeregt war,  
als er sich von dem Bündel Banknoten  
trennen mußte, merkte ich wohl, doch  
der eine verliert eben so, der andere  
so! Reich mußte er sein, sonst würde  
er nicht die für ihn so ungünstige  
Wette proponiert und mir förmlich  
aufgedrängt haben!“

„Und trotz aller dieser Erwägungen  
glauben Sie das Geld nicht behalten  
zu dürfen?“

„Nein, und Sie mögen selbst ur-  
theilen: Jener Herr war schon einmal  
durch seine Wetsucht ruiniert worden  
und hatte sich nur schwer wieder hin-  
auf gearbeitet. Er hatte seiner Frau  
und seinen Kindern das feste Ver-  
sprechen gegeben, nie wieder wetten oder  
spielen zu wollen, und es war das  
erste Mal nach sehr vielen Jahren,  
daß er auf der Rückfahrt von einer  
Reise nach Europa sich wieder von  
seiner alten Leidenschaft hinführen  
ließ. Als er die zehntausend Dollars  
verloren, kam es wie ein Taumel über  
ihn. Er erklärte seiner Tochter, die  
mit ihm reiste, wortbrüchig sei er nun  
ja doch einmal geworden, jetzt sei ihm  
alles eierlei. Er würde jetzt solange  
wetten, bis er den Verlust wieder ein-  
geholt oder bis er sein ganzes Ver-  
mögen verloren hätte. Ganz — or!“

Das Fräulein war entsetzt, behielt  
aber glücklicherweise den Kopf oben.

Sie sprach mit mir, setzte mir aus-  
einander, daß für sie und ihre Ange-  
hörigen ein mühsam aus Trümmern  
aufgebautes Glück auf dem Spiele  
stand und entwickelte dann einen recht  
klugen Plan: ich sollte ihren Vater  
das Geld auf irgendeine Weise wieder  
gewinnen lassen. Wenn das geschehen,  
wollte sie ihn auf seine Zulage stüt-  
zen, nicht mehr wetten zu wollen, so-  
bald der Verlust ausgeglichen sei.“

„Ein kluger Plan?“ meinte die Zu-  
hörerin ironisch. „Mir scheint, die  
junge Dame war unerlaubt klug.“

„Ich sollte doch keinen Schaden ha-  
ben!“ erwiderte er eifrig. „Sie wollte  
mir alles später ersparen, wollte es mir  
sogar schriftlich geben!“

„Und das haben Sie nicht ange-  
nommen?“

Er warf ihr einen kühlen Blick zu.

„Madame! Ich habe mich über die-  
ses Erlebnis wohl schon zu eingehend  
ausgelassen! Möchten Sie nicht Ihre  
andern Fragen stellen?“

„Oh, noch nicht! Es ist viel zu  
wichtig, zu erfahren, wie weit Sie in  
Ihrem Leichtsinne gegangen sind! Der  
„kluge Plan“ gelang?“

„Ja.“

„Und haben Sie Ihr Geld wieder-  
bekommen?“

„Mein Geld? Ich habe mir einge-  
bildet, ich hätte es nie beisehen.“

„Und auch in Ihrer jetzigen Lage  
haben Sie keine Schritte gethan, die  
Schuld einzufordern?“

Er blickte wieder zu Boden.

„Einmal bin ich dem Fräulein be-  
gegnet. Ich wollte es anreden —  
nicht wegen des Geldes, sondern —  
er stotzte. „Meine Kleidung war  
schon zu schlecht. Als ich an mir  
berief, schämte ich mich und ging  
ich aus dem Wege.“

„Und dieses Fräulein? Hat es Sie  
nicht gefucht? Oder sollte es sich bei  
dem Troste beruhigt haben, Sie seien  
so reich, daß sie den Verlust der zehntau-  
send Dollars leicht verschmerzen  
könnten? Es giebt doch keine andere  
Entschuldigung!“

Konrad Eichberg mußte noch eine:  
„Es ist ja schon drei lange Jahre  
her!“

Er sagte es und griff wie gebendet  
nach den Augen.

Die feine, beringte Hand der „Charitas“  
Vertreterin hatte die Lampe be-  
rührt. Sie war bis zur halben Zim-  
merhöhe emporgeschneilt und strahlte  
ihre Licht nun in weitem Bogen aus.

Als ihm die Helle erträglicher ge-  
worden, sprang er verwirrt auf.

Das hübsche Gesicht, in das er  
blickte, war ihm nicht fremd, und dem-  
noch erschrocken er.

„Fräulein!“

„Endlich habe ich Sie gefunden!“  
rief sie frohlockend. „Endlich! Sie  
haben es mir nicht leicht gemacht, und  
ich danke es nur dem Umstande, daß  
mir als Vorstandsmitglied der „Charitas“,  
Ihr Gesuch vorgelegt wurde, daß  
Sie mir nun nicht mehr aus dem  
Wege gehen können. Jetzt halte ich  
Sie fest, bis wir abgerechnet haben!  
Ihre zehntausend Dollars sind zins-  
tragend angelegt. Papa hat es selbst  
in seinem Testamente so bestimmt, als  
er im vorigen Jahre starb, und Sie  
können jederzeit über das Geld ver-  
fügen.“

Er sträubte sich, er wollte kein Ei-  
gentumsrecht mehr anerkennen.

„Wollen Sie denn ewig ein schlech-  
ter Geschäftsmann bleiben?“ fragte sie  
da, fast verzweifelt. „Und dann behau-  
pten Sie, Sie seien zu dumm für  
Amerika und ein Bekoogel dazu! Sie  
haben nur keinen Behauptungssinn und  
können nicht rechnen! Aber Sie sind noch  
jung genug, um es zu lernen. In un-  
serem Geschäft wird gut gerechnet, auch  
ich rechne fleißig mit. Wollen Sie sich  
in unsere, in meine Lehre geben?“

Das nahm er mit Freuden an.

„Und als sie sagte: „Ihr Kapital  
werde ich verwalten, bis Sie Ihre  
Verzehrzeit mit Erfolg beendet haben!“  
da konnte er zum ersten Male nach  
langer Zeit wieder aus fröhlichem Her-  
zen lachen. Und ihnen beiden war,  
als öffnete sich die rosenbeträugte Pforte  
zu einer lichten Zukunft.“

## Der neue gelbe Mond.

Vor 300 Jahren, am 4. April 1609,  
nach von Amsterdam aus ein kleines  
Schiff in See, das von der Ostindischen  
Kompanie ausgerüstet worden  
war, um die nördliche Durchfahrt nach  
China und Japan zu finden. Das  
Schiff „Der Halbmond“ (de halve  
maan) genannt, wurde von einem im  
Dienst der Kompanie stehenden  
Engländer Henry Hudson, geführt.  
Er mußte unrichtiger Sache um-  
kehren, wandte dann den Kurs nach  
Westen und lief am 12. September  
1609 bei der Manhattan-Insel an  
derselben Stelle, wo heute New York  
steht, in den später nach ihm genann-  
ten Fluß Hudson ein. Zeitgenannter  
Tag soll in diesem Jahre als Stif-  
tungstag der holländischen und ersten  
europäischen Niederlassung an der  
Küste des Atlantischen Ozeans in  
Amerika festlich begangen werden, und  
man wird es nur natürlich finden,  
wenn die Anregung zur Zueignung an  
dieser Erinnerungsfeier in den Nie-  
derlanden auf einen sehr empfäng-  
lichen Boden gefallen ist, besonders da  
eine Anzahl bekannter Gelehrter und  
Forscher, wie Dr. Bredius, Dr.  
Moess, Dr. Martin u. a. von dem  
Holländischen „ausländischen tere-  
spondierenden Beratern“ ernannt  
worden waren. In Holland nahm  
ein aus höheren Marine-Offizieren  
und anderen Würdenträgern bestehender  
Ausschuß, dessen Vorsitz Dr.  
Prinz Hendrik der Niederlande über-  
nahm, die Sache in die Hand, und es  
wurde beschlossen, den Ver. Staaten  
eine möglichst wahrheitsgetreue Nach-  
bildung des „Halbmonds“ als nieder-  
ländisches Nationalgeschenk und als  
eine Art Wiederentdeckung des durch  
die Ereignisse gelösten Bandes der  
früheren Zusammengehörigkeit anzu-  
bieten.

Die Ausführung dieses schönen  
Planes stieß aber auf nicht unerheb-  
liche Schwierigkeiten, denn eine Ab-  
bildung des „Halbmonds“ konnte trotz  
der eifrigsten Nachforschungen nicht  
gefunden werden. Man war deshalb  
im allgemeinen auf die noch vorhande-  
nen Werte über den alt-holländischen

Schiffbau angewiesen, außerdem gab  
das noch vorhandene Journal der  
Voorsten Hudsons wichtige Aufschlüsse  
über die Einrichtung des kleinen  
Fahrzeuges, und ein glücklicher Zufall  
führte es, daß man auf eine im Am-  
sterdamer Prenterabtrieb vorhandene  
alte Profilart von Amsterdam, die  
im Jahre 1606 erschien, aufmerksam  
gemacht wurde, auf welcher nach der  
Schiffstypus des „Halbmonds“ aller  
Wahrscheinlichkeit nach vorkommt.

Das auf der Reichswerft in Am-  
sterdam aus Eichenholz gebaute Schiff  
ist ein Dreimaster von etwa 80 Ton-  
nen, seine Abmessungen betragen 60  
bei 14 bei 6 Amsterdamer Fuß, und  
da während des Baues von Zeit zu  
Zeit die Beschichtung bereitwillig ge-  
stattet war, so konnte man sich auch  
einen deutlichen Begriff von der inneren  
Einrichtung und Konstruktion  
machen. Man erlah daraus u. a., daß  
er für die Matrosen bestimmte Raum  
nur etwa 4 Fuß hoch war, sodas diese  
nur in gebückter Haltung sitzen oder  
liegen mußten, wenn sie die zwei an  
Vord vorhandenen Geschütze bedienten.

Am 28. Juni, Morgens 11 Uhr, setzte  
sich der „Halbmond“ von der Werft  
aus in Bewegung, und von einem  
Dampfer geschleppt, fuhr er langsam  
und vorichtig durch die zahlreichen,  
geöffneten Brücken der Amstel ent-  
lang. Tausende von Menschen hatten  
die Ufer und die Brücken besetzt, und  
als das Schiffchen an der Terrasse des  
Amstelhotels vorbeiführ, brachten ihm  
die hier weilenden Amerikaner einen  
Ehrenruf. Es war ein merkwürdiger,  
uns ungewohntlich in längst ver-  
gangene Zeiten zurückbringender An-  
blick, dessen Musik noch gesteigert  
wurde, als das Fahrzeug an den  
historischen Stellen vorbeiführ, die  
heute noch von der Macht und der  
Seeherrschaft der Provinz Holland  
erzählen. Zu der braunen Farbe des  
Schiffsumpfes bildete der einfache  
Schmuck des Spiegels einen interes-  
santen Gegenstand, man sah zuerst den  
Halbmond, um den Namen des  
Schiffes tenbar zu machen, dann das  
Wappen von Amsterdam, als des Dres-  
tes der Herkunft, sowie das bekannte  
Monogramm, das große V mit O und  
C (Vereenigde Ostindische Compagnie)  
und darüber den Buchstaben A  
(Amsterd.) (Amsterdam). Vom  
Vordmast wehte die alte Flagge der  
Stadt Amsterdam, rot, weiß u. blau  
mit vergoldeten Wappen, vom großen  
Mast die Staatenflagge mit einem in  
die Höhe steigenden rothen Löwen, ein  
Weißbündel in der Maste, auf gelbem  
Feld; sämtliche Segel waren an den  
Masten und Rahen festgeschmürt, was  
nicht gerade einen ästhetischen Anblick  
bot, aber die mit blutrothem Stoff  
überzogenen Verankerungen der  
Mastkörbe gewährten dafür eine pi-  
tante Abwechslung. Der „Halb-  
mond“ geht nach Rotterdam, von wo  
er auf einem der Frachtschiffe der  
Rotterdam-Amerika-Linie als Ded-  
last nach dem Ort seiner Bestimmung  
gebracht werden wird. Wie es hieß,  
hätte sich kein Schiffer gefunden, der  
es gemagt hätte, mit diesem Fahrzeug  
den Weg über den Ozean zu machen,  
wiewohl auf den ersten Blick sich die  
Ueberzeugung aufdrängen mußte, daß  
dieses dinständige Schiff auch in ras-  
senden Sturm siegreich die Probe be-  
stehen würde. Wahrscheinlich hätte  
die Weltkommission sich auch schneller  
entschieden, die Erlaubnis zu einem  
solchen Wagnis zu geben, denn der  
für dieses Geschenk gemachte Kosten-  
aufwand war so bedeutend, daß er  
den Zufälligkeiten einer wenigstens  
auf Wochen dauernden Seereise nicht  
auf gutes Glück preisgegeben werden  
durfte.

## Die Stohwellen der Seebeben.

Das entzückende Erdbeben in Süd-  
italien war mit einem Seebeben ver-  
bunden, dessen Wellen die Uferstrichen  
überfluteten und weithin Tod und  
Verberben brachten. „Seebeben“ sind  
ihrem Wesen nach natürlich nichts an-  
dres als Erdbeben. Sie unterscheiden  
sich von den letzteren nur dadurch,  
daß bei ihnen durch die Erschütterung  
des vom Meere bedeckten Seegrundes  
auch die darüberflutende größere Was-  
sermenge erschüttert wird. Diese Er-  
schütterung pflanzt sich fort, bis die  
aufgewühlten gewaltigen Wellen die  
Küste treffen. Man bezeichnet diese  
Wellen der Seebeben, weil sie ihre Ent-  
stehung dem auf dem Meer ausgeübten  
Stoß verdanken, als „Stohwellen“. Sie  
zeichnen sich durch die bedeutende  
Schwindigkeit aus, mit der sie fort-  
schreiten, wie auch durch die Höhe, die  
sie bei der Brandung gegen die Küsten  
erreichen, da sie die größte Höhe der  
Naturwellen im offenen Ozean um  
das Zweifache und Dreifache übertra-  
fen.

Stohwelle eines Seebebens an, das  
sich am 21. Juli 1905 an den Küstenri-  
chen Griechenlands, Kleinasiens und  
Nordafrikas ereignete. Nach den er-  
sten Erschütterungen zog sich das Meer  
weit zurück, so daß in den Häfen die  
Schiffe auf dem Trodenen saßen.  
Das Volt vergnügte sich damit, in den  
atrückgelassenen Trümpeln die Fische  
mit den Händen zu fangen. Bald  
aber brauste die Stohwelle in gewaltigem  
Schwall heran und über die Kü-  
sten hinweg, so daß zahllose Gebäude  
zerstört wurden. Als sich die Welle  
verlaufen hatte, ergab sich, daß viele  
Schiffe nicht nur getentert waren, son-  
dern daß auch einzelne, wie in Alexan-  
drien, durch die Kraft der Welle bis  
auf die Dächer der Häuser geschleudert  
worden waren.

Eine erstaunliche Ausbreitung er-  
langten die Stohwellen des See-  
bebens, das das große Erdbeben von  
Lissabon am 1. November 1755 beglei-  
tete. Man verfuhr hier zuerst zwei  
Erdstöße. Länger Zeit nach dem zwei-  
ten Stoße erschien eine zwölf Meter  
hohe Welle, die in dem Hafen an-  
ternden Schiffe losriß und das neue,  
aus Marmorblöcken gebaute Hafensoll-  
wert hinwegspülte. Der ersten Welle  
folgten noch drei andere nach. Spä-  
tere Wellen pflanzten sich an der spani-  
schen Küste entlang fort. In Cadix  
traf am elf Uhr zehn Minuten ein  
Wellenberg von 60 Fuß Höhe ein und  
zerstörte nicht nur Theile der Festungs-  
mauern, sondern durchbrach auch die  
Landzunge, die die Stadt mit dem  
Festland verband. An der Küste von  
Madaira machte sich das Seebeben um  
elf Uhr fünfminütig Minuten be-  
merkbar. Zuerst wich das Meer auf  
der Westseite der Insel hundert  
Schritte zurück, dann folgte eine land-  
einwärts gerichtete Welle von  
viereinhalf Meter über der Hochwasser-  
marke. Die Stohwellen wiederholten  
sich fünfmal und nahmen langsam an  
Stärke ab. Aber damit war das  
Wirkungsgebiet des Seebebens durch-  
aus nicht begrenzt. Südwärts reichte  
die Stohwelle vielmehr bis in die briti-  
schen Häfen und zog dann bis nach  
Hambura und Glückstadt weiter, wo sie  
um ein Uhr anlangte. Noch weiter  
ging sie westwärts. Sie überschritt  
quer den Atlantischen Ozean und brand-  
ete gegen die amerikanische Küste und  
die Westindischen Inseln. In Antia-  
na erschienen sie um dreieinhalf Uhr  
Nachmittags in einer Höhe von 10 bis  
14 Fuß. Auf der Insel Saba stieg  
die See über 20 Fuß.

Der Hauptausgangspunkt der Stoh-  
wellen ist der Stille Ozean. Mit den  
häufigen Erdbeben am Bruchrande der  
indianischen Westküste verfesten  
sich sich fast stets Seebeben, durch  
die toisofale Wellen erreat werden, die  
dann von der einen Seite des Stillen  
Ozeans bis zur anderen hinüberlaufen,  
und zwar mit einer solchen Kraft,  
daß durch den Wogenenschwall noch an  
Punkten Verkerungen anerachtet  
werden, die mehr als zehntausend Ki-  
lometer von dem Erschütterungserd  
entfernt sind.

Ein solcher Fall ereignete sich bei  
dem Beben von Arica an der peruani-  
schen Küste, das am 13. August 1868  
stattand und Land und See gemein-  
sam erschütterte. Der erste Stohstoß  
wurde fünfminütig Uhr Nachmittags  
wahrgenommen. Etwa zwanzig Mi-  
nuten später überflutete das Meer 7  
bis 10 Fuß hoch den Strand und zog  
sich dann bis auf eine Seemeile zurück.  
Darauf brach eine ungeheure Welle  
über das Meerelände herein, das bis  
zu 60 Fuß Höhe über der Hochwasser-  
marke überflutet wurde. In ver-  
ständlichen Worten wiederholen sich  
diese Ueberflutungen mehrfach. Die  
Stohwellen rollten nun westlich und  
südwärts über den Ozean. Auf der  
Insel Raja trafen sie elf Stunden, auf  
der Chathaminsel, östlich von Neusee-  
land, fünfzehn Stunden, auf Neusee-  
land selbst, und zwar im Hafen von  
Antifoen, neunzehn Stunden nach  
dem ersten peruanischen Stoß an. In  
diesem Hafen zog sich das Meer zuerst  
mit einer Geschwindigkeit von 20 Fuß  
in der Sekunde zurück, so daß alle  
Schiffe auf den Grund gerieten. Da-  
nach löste eine mächtige Woge an, die  
die Schiffe von den Anfern losriß und  
soweit in das Land hineinriß, daß  
noch zwei Kilometer von der Küste ent-  
fernt Brücken fortgeschwemmt wurden.  
Nach später erreichten die Stohwellen  
das Festland Australiens. Vier zö-  
sten erst nach dreihundzwanzig Stunden  
die selbstthätigen Pegel in Sydney ihre  
Ankunft an.

Die Weigerung der Luftschiffbau-  
gesellschaft Zeppelin, Ballons an das  
Ausland zu liefern, beweist, daß es  
immer noch Leute gibt, denen für  
Geld nicht alles feil ist.

## Wie die Kongoneger abten.

Im „Bulletin de la Societe Belge  
de Geographie“ veröffentlicht Dr. E.  
Biene eine Arbeit über die Zähl-  
methoden der Negere im Kongogebiet, aus  
der hervorgeht, daß es sich hierbei  
keineswegs um ein einheitliches Ver-  
fahren handelt, sondern daß oft recht  
große Verschiedenheiten herrschen. Sein  
in übersichtlichen Tabellen zusamen-  
gefaßtes Material reicht von der  
Küste des Atlantischen Ozeans durch  
das Kongo- und Kassaigebiet bis zum  
Uele und den großen Seen. Von In-  
teresse ist, daß bei allen beobachteten  
Stämmen das Ausprechen einer Zahl  
stets von mimischen Aeußerungen be-  
gleitet ist. So sagt ein Mongo fünf, so  
hält er die offene Hand hin, spricht er  
zehn aus, so legt er beide Handflächen  
aneinander, während der Baluba beim  
Ausprechen von fünf die linke Hand,  
beim Ausprechen von zehn oder beide  
Hände schließt. Der Mongo kann sich  
bis 15 durch Hand- und Fingerschienen  
verständlich machen. In dem bezeich-  
neten Gebiete herrscht bei den Schwarzen  
theils dezimale, theils quinäre  
Zählart. Während bei der ersteren  
von den betreffenden Negern niemals  
die Fäße benutzt werden, wenn sie eine  
Zahl ausprechen, so ist dieses der Fall  
bei den Stämmen mit quinärer Zähl-  
methode. Die Abarambo deuten zehn  
durch Aneinanderkloppen der Hände  
an; 15 dadurch, daß sie beide Hände  
auf ein Bein schlagen, 20 durch Auf-  
schlagen beider Hände auf beide Beine.  
Die beiden Zählarten, die dezimale  
und die quinäre, fallen mit ethnogra-  
phischen Grenzen zusammen: erstere  
kommt den Bantu, letztere den Suban-  
nearen zu. Doch will, bei den engen  
Handelsbeziehungen usw. an den  
Grenzen dieser beiden Völkersthei-  
lungen, Biene sie keineswegs stets als  
ein direktes Rassenszeichen aufge-  
faßt sehen, da oft Vermischungen statt-  
finden.

## Anschauungsunterricht.

Um ihnen durch Anschauungs-  
unterricht zu zeigen, wie wenig das Ver-  
breiten sich lohnt, hatte der New York  
Richter Kofalsthy ein Duzend  
leichterer Vergehen überführt, aber  
für die Dauer guten Verhaltens in  
Freiheit gesetzte halbwüchsige Jungen  
nach den Generalassisen rufen lassen.  
Als Objekt für seiner praktischen Ab-  
scheidungsmethode diente dem Richter  
der wiederholt vorbeistrafte, 26 Jahre  
alte Aaron Hirsch. Als der des Dieb-  
stahls eines Biergeschirrs gefän-  
dige Mann vorgeführt wurde, fragte  
ihn der Richter:

„Hirsch, wie viel haben Sie in  
Ihrer Verberberterriere Ihre Dieb-  
stahle eigentlich eingebracht?“  
„Weniger als hundert Dollar“, er-  
widerte der Mensch kleinlaut. „Ich  
versuchte oft, wieder ehrlich zu wer-  
den, aber ich habe Frau und vier Kin-  
der, von denen eines im Sterben  
liegt, und ich konnte die Kleinen doch  
nicht verkümmern lassen.“

„Das schüßt Sie nicht, denn Sie  
sind professioneller Dieb“, unterbrach  
ihn Richter Kofalsthy streng. „Ich  
verurtheile Sie zu 2½ Jahren Zucht-  
haus.“

Zu den vorgeladenen Anaben ge-  
wandt, fuhr Se. Ehren fort: „Da  
habt Ihr gesehen, daß das Stehlen  
sich auch dann nicht bezahlt, wenn es  
gewerbsmäßig betrieben wird. Nehmt  
Euch die Lehre zu Herzen und werdet  
anständige, brauchbare Bürger.“

## Zeisenblasen als Athembung.

Ein holländischer Arzt, Dr. Dotmar  
in Harlem, ist auf eine recht einfache  
und originale Idee gekommen, um  
Kinder, die aus gesundheitlichen Grün-  
den Athembungen machen sollen, zu  
veranlassen, diese Uebungen auch so  
anständig, d. h. die Athembunge so tief  
zu machen, daß sie den gewünschten  
Wirkung erreichen. Jedes Kind bekam  
eine Pfeife und eine Schüssel mit Zei-  
senlauge und wurde angewiesen, um  
Atemblasen zu machen und dabei zu  
trinken, recht große Blasen fertig zu  
brachten. Die Pfeifchen wurden eröff-  
net, so daß die frische Luft herein-  
strömen konnte und die Kinder dehnten  
ihre Brust mit dem Erfolg, daß die  
Athembunge aller Kinder sich vergröß-  
erte. Ein einfaches Mittel, das al-  
tenhalben nachgeahmt werden kann.  
Dr. Dotmar ließ seine Schülfer drei-  
mal in der Woche zeisenblasen.

Jetzt weiß man nicht, steigt der  
Preis des Schweinefleisches in Iowa-  
belde oder in schwindelhafte Höhe.  
Der Schweine hat, hat jedenfalls  
„Schwein“.

Einem jungen Dame in Clayville,  
Va., hat, während sie sich in ihrer Hän-  
gematte schaukelte, ein Blick des  
Stumpfband abgerissen und den  
Stumpf ausgezogen. Müssen arge  
Schwerenöder sein, die Blitze in Vir-  
ginia.